

Klaus GEISELHART, Erlangen

## **„Erfahrung“ wider die kulturtheoretische Weltvergessenheit Über Performativität, Posthermeneutik, das Asemiotische und die Grenze der Differenztheorie**

### **Summary**

Referring to the semiotic of Eco, ideas of the asemiotic, critical reviews of difference theory and Mersch's posthermeneutic this article argues for social sciences not to overemphasise theory of signs. Dewey's concept of experience shows why people from a pedagogical and psychological standpoint have positive notions about their truths they believe in. Pragmatists see all notions as deriving from dealings with material, social or intellectual objects of the world and always as focussing on practical tasks that are at hand. Notions through experience become somehow fixed and compulsory with an individual or a group. This can not be covered by the binary concept of identity and alterity, which is called difference. Furthermore, the concept of experience will be explained as a tool for guiding field work in order to analyse the performativity of social events.

### **1 Einleitung**

Im sozialwissenschaftlichen Denken kann es durchaus sinnvoll sein, den Geltungsbereich semiotischen Denkens einzuschränken. ECO (1991), selbst ein Semiotiker, beschränkt seine Semiotik auf den konventionellen Zeichengebrauch und Akte der Semiose, zu denen auch die Entstehung neuer Codierungen gehört. Dies heißt nicht, dass man Semiotik nicht umfassender denken kann (vgl. BERWINGS Beitrag in diesem Band), aber m.E. gibt es forschungspraktische Gründe, Zeichentheorien im sozialwissenschaftlichen Kontext auf derartige Prozesse zu beschränken.

Im Folgenden werde ich erklären, wie Dewey's Begriff der Erfahrung es erlaubt, eine brauchbare analytische Trennung zwischen Verhaltens- und Handlungsaspekten performativer Ereignisse vorzunehmen, und warum das für ein sozialgeographisches Arbeiten hilfreich sein kann. Ich werde mich bei meiner Begründung für eine m.E. sinnvolle Eingrenzung des Geltungsbereichs von Zeichentheorien auf Ecos Semiotik, Ideen des Asemiotischen, kritische Stimmen zur Differenztheorie und Mersch's Entwurf einer Posthermeneutik berufen. Hierdurch wird auch das Konzept der Differenz relativiert, welches in den Kulturwissenschaften und auch in neueren Ansätzen der Kulturgeographie eine feste Gedankenstruktur geworden ist. Erfahrung lässt sich nicht durch das binäre Konzept von Identität und Alterität, das als Differenz bezeichnet wird, fassen.

## 2 Performativität und die pinkelnde Petra

ECO (1991, 45) benennt zwei Grenzen der Semiotik. Die untere Schwelle, oder die „untere natürliche Grenze“, bezeichnet den Fall, dass Affekte ausgelöst werden, die nicht von einer Konvention bestimmt sind. Die obere Schwelle, oder „obere natürliche Grenze“, der Semiotik bezeichnet Eco auch als „Kultur“. Ich möchte versuchen, seine Gedanken am Beispiel der „pinkelnden Petra“ verständlich zu machen. Bei der „pinkelnden Petra“ handelt es sich um eine Skulptur des Dresdner Kunststudenten Marcel Walldorf. Die lebensgroße und -große Plastik stellt eine Polizistin in voller Schutzbekleidung dar. Die Figur ist in kniender Haltung zu sehen, der Unterleib ist entblößt und unter der Figur breitet sich eine Lache aus Gelatine aus.

Die Skulptur löste heftige Reaktionen aus (vgl. Abb.1). Neben viel Schmunzeln und Heiterkeit erntete die Plastik auch gnadenlose Empörung. Sachsens Innenminister Markus Ulbig (CDU) sprach von einer „Beleidigung der Polizistinnen“ und zeigte sich schockiert darüber, dass die Skulptur von der Hamburger Leinemann-Stiftung mit einem Nachwuchspreis geehrt wurde (ZEIT ONLINE 2011). Der Künstler selbst äußert sich eher beschwichtigend. Er sei sehr getroffen von dem Vorwurf, seine Skulptur sei frauenfeindlich. Er hätte aber schon oft Polizisten beim Einsatz beobachtet, wie sie in der Öffentlichkeit pinkeln und sich einfach gefragt, wie Polizistinnen das wohl machen. Tatsächlich hat Walldorf wohl auch einen wunden Punkt getroffen, denn auch die Gewerkschaft der Polizei in Sachsen räumte bei aller Kritik an dem Kunstwerk ein, dass bei Einsätzen oftmals keine oder zu wenig Toiletten zur Verfügung stünden (ZEIT ONLINE 2011; ZDF 2011).

Eine gelungene „semiotische“ Interpretation dieses Kunstereignisses bietet der Stifter des Kunstpreises Ralf Leinemann: „Ich vermute, die ganze Aufregung liegt an der Uniform. Einer Staatsmacht, die auf Autoritätswahrung bedacht ist, muss alles, was eine Uniform persifliert oder vermenschlicht, unangenehm sein“ (ZEIT ONLINE 2011). Die Uniform als Zeichen der Autorität wird also durch die Darstellung der Pinkelpose gebrochen. Diese Interpretation ist nachvollziehbar, ist aber in keiner Weise fähig die Brisanz und die Performativität der Ereignisse widerzuspiegeln.

Im Verlauf der Ereignisse zeigten viele Menschen Reaktionen, die m.E. gerade daher rühren, dass die Bedeutung der Figur eben *nicht* oder *noch nicht* kulturell codiert ist. Dies spiegelt sich auch in den Medienberichten, wenn beispielsweise n-tv untertitelt: „Was will uns der Künstler damit sagen?“ (n-tv, 12.01.2011) Es ist eben gerade der Kommunikationscharakter, der Kunst gerne zugeschrieben wird, speziell von Semiotikern, der hier scheinbar verletzt wurde, weil für viele Betrachter wohl offensichtlich keine klare Aussage erkennbar war.

In der Scham oder der Belustigung, die ein Besucher bei der Betrachtung der Skulptur in dieser intimen Pose empfunden haben mag, kann man Ecos untere Grenze der Semiotik erkennen. Welche Emotionen jemand empfindet, hängt hier wohl nicht von einer kulturellen Codierung ab. Es scheint doch so zu sein, dass die Reaktionen hauptsächlich von individuellen Faktoren abhängen: wie freizügig, schamvoll, konservativ oder sensationslüstern eine Person ist, ob sie vielleicht die moderne Kunst mit den dazugehörigen Polarisierungen wertschätzt oder ob sie vielleicht wegen biographischer Erfahrungen sofort eine sexualisierte und frauenfeindliche Intention vermutet.

# Skandal um pinkelnde Skulptur

# Ist das wirklich KUNST?



Die Kunsthochschule an der Brühlischen Terrasse

**Diese Polizeifigur wird heute Abend in der Dresdner Kunsthochschule sogar mit einem Preis geehrt**

So lebensecht, dass BILD nicht alles zeigen möchte!  
Die „Pinkelnde Petra“ in der Kunstausstellung der Hochschule

Das ist der **Kunst**

Abb. 1: Schlagzeile zum Kunstwerk „pinkelnde Petra“.  
Quelle: Bild, Ausgabe Dresden. 06.01.2011.

Die Dynamik des Ereignisses hat ihre Ursache m.E. darin, dass die Plastik Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen auf unterschiedliche Weise anspricht. Ecos obere Grenze der Semiotik „Kultur“ lässt sich demnach derart fassen: Ein physisches Objekt (die Skulptur), das existiert und anwesend ist –

MERSCH (2010b, 31) nennt das „Präsenz“ – geht der Interpretation und Bedeutungszuschreibung voraus, und gerade weil es keine verbindliche Codierung gibt, fallen die Reaktionen so verschieden aus und es kommt zu einem sozialen Kunstereignis. Das Kunstwerk machte ratlos, verwirrte und verärgerte, weil es eine vor- oder asemiotische Ebene der Erfahrung ansprach und Emotionen und affektive Reaktionen provozierte. Es entspann sich eine Performativität der Rezeption, denn manche Reaktionen im Zusammenhang des Streits um das Kunstwerk sind weniger als direkte Reaktionen auf das Kunstwerk, denn als affektive Reaktionen auf die Affekte Anderer zu verstehen.

### **3 Performativität und die Grenzen der Zeichen- bzw. Differenztheorie**

Zwar können wir über die „pinkelnde Petra“ nur semiotisch codiert sprechen und schreiben, und sicherlich ist auch der Prozess der öffentlichen Aushandlung darüber, wie das Kunstwerk zu verstehen sei, ein Prozess der Herstellung einer gewissen Codierung, der für eine semiotische Betrachtung interessant ist. Die Codierung der „pinkelnden Petra“ wäre aber erst dann wirklich abgeschlossen, wenn entweder eine Einzige oder zumindest wenige konventionalisierte Interpretationen des Kunstwerkes in einem Standardwerk zur Kunstgeschichte nachzulesen wären. Bis dahin oder zumindest solange sich jemand über sie aufregt, wird die „pinkelnde Petra“ kontrovers bleiben.

Wollen wir, und das ist mein Punkt hier, die emotionale und affektive Dynamik um ein derartiges Kunstwerk nachvollziehen, reicht eine semiotische Betrachtung nicht aus. Wir müssen uns der Performativität des Kunstereignisses zuwenden. Nach Hasse speisen sich performative Dynamiken zum großen Teil aus Gefühlen, „die im humangeographischen Diskurs zur Performativität ... jedoch einem gleichsam ‚denkenden‘ Körper zugeschlagen werden“ (HASSE 2010, 66). Ich habe an anderer Stelle einen Performativitäts(Performanz)begriff beschrieben (GEISELHART 2008), der sich der Bedeutungsoffenheit, den Missverständnissen und Unausgesprochenheiten menschlicher Praktiken zuwendet. Meines Erachtens können wir einem Verständnis performativer Ereignisse nur näher kommen, wenn wir uns nicht nur den intellektuellen Erfahrungen, sondern auch den praktischen und emotionalen Erfahrungen zuwenden, die Menschen im Laufe derartiger Ereignisse machen. Wir können Erfahrungen beobachten oder Menschen müssen uns von ihren Erfahrungen berichten. Dabei müssen sie allerdings wieder in Worten über ihre Erfahrungen sprechen und treten damit natürlich sofort wieder in die Domäne der Zeichentheorie ein. Im Folgenden möchte ich aber erklären, dass diese Berichte nicht nur ausnahmslos differenz- bzw. zeichentheoretisch betrachtet werden können, sondern sich auf positiv erworbene Erfahrungen der Sprechenden Person beziehen und nicht nur auf Signifikanten, die im Diskurs ihre Bedeutung erhalten.

Eine sozialwissenschaftliche Forschung, die sich einer ganzheitlichen Betrachtung von Erfahrungsprozessen zuwendet, muss ebenso wie eine Philosophie, die sich den Grenzen der Sprache nähert, das Paradox des Unterfangens aushalten „das Unsagbare eigentlich doch zu sagen“ (MERSCH 2010b, 10). In Berufung auf Hegel führt Mersch aus, dass sich jedes philosophische Sprechen immer aus dem Gefängnis der Sprache zu befreien versucht. In diesem Gefängnis wird auch die beschrei-

bende sozialwissenschaftliche Analyse immer bleiben. Das schließt aber nicht aus, dass ihre Beschreibungen auf etwas Asemiotisches oder Vorsemiotisches außerhalb ihrer selbst verweisen. Mersch entwickelt den Begriff der Posthermeneutik für den „Blick auf die Grenzen des Hermeneutischen, auf das Undarstellbare, das beständig sich im Sinn Entziehende“ (MERSCH 2010a, 76). Im Grunde erleben wir alltäglich die unfassbare Materialität und Faktizität der Welt und sind, wenn wir unser Erleben beschreiben wollen, darum bemüht das Unausprechliche zu kommunizieren.

#### **4 Erkenntnis und Wirklichkeit**

Dewey hat schon Anfang des 20. Jhd. den damals vorherrschenden philosophischen Idealismus kritisiert (DEWEY 2004a, 110), er würde alles Materielle und Dingliche der Welt leugnen und sich rein geistigen Ideen verschreiben. In seinem Buch „Die Suche nach Gewissheit“ (DEWEY 2001) führt er diese Kritik bis in die griechische Antike, wo sich seines Erachtens die Dualität von Erkenntnis und Wirklichkeit manifestiert habe. Die griechische Philosophie habe versucht die reine Erkenntnis zur höchsten Form des Wissens zu erklären. Dadurch sei die Philosophie geneigt den Logos, und damit den von den Dingen der wirklichen Welt abstrahierten Gedanken, an die oberste Stelle zu setzen. Nach Dewey ist aber alles, was real existiert oder praktisch ist, in ständiger Verwandlung, in Transition begriffen. Dies bedeutet Unbestimmtheit und Unsicherheit. Dewey sieht ein damit einhergehendes Unwohlsein als Antrieb der Philosophie, ihren „quest for certainty“ (DEWEY 2001). Dieser habe in der Philosophiegeschichte einen ungunstigen Irrweg zur Folge gehabt. Dewey führt seine Kritik von der Rationalisierung des Denkens durch die formale Logik und die Entwicklung einer ersten Metaphysik durch Aristoteles, die Verabsolutierung der mathematischen Ideen in Platons Idealismus über Descartes („Ich denke also bin ich“ als das Verabsolutieren des Denkens zur Seinsgewissheit) bis in die Philosophie seiner Zeit und postuliert, dass die Philosophie sich durch die Orientierung auf das Essentielle, das nicht Alltägliche, ins Abseits manövriert habe (DEWEY 2001). Mit dem Aufkommen der Naturwissenschaften und deren experimenteller Methode habe die Philosophie somit, nicht ganz ohne Schuld, gesellschaftliche Relevanz verloren. Die Naturwissenschaften seien die Löser praktischer Probleme geworden und damit auch zum Sinngeber der Gesellschaft als Lieferanten für Weltbilder (DEWEY 2001, 44 u. 82). Anstatt dieser Entwicklung Rechnung zu tragen habe die Philosophie noch vehementer auf ihrer exklusiven Rolle als rein denkender Disziplin beharrt und sich hauptsächlich als Kritikerin der Naturwissenschaften hervorgetan.

#### **5 Erfahrung nach Dewey**

Dewey forderte eine „Erneuerung der Philosophie“ (DEWEY 1989) durch eine Wiederbesinnung auf die Praxis. Er führte dazu den Begriff der Erfahrung ein, den er jedoch von dem Erfahrungsbegriff der naturwissenschaftlichen Empirie abgrenzt (DEWEY 2001, 84ff.). Ihm zufolge ist Erkenntnis unmittelbar mit praktischem Handeln in der Wirklichkeit, mit den Dingen der Welt verknüpft. Sie ist ein ko-

gnitiver, aber auch habitueller und emotionaler Vorgang. Es gäbe genau genommen kein Denken ohne eine Bezugnahme auf praktische Dinge.

Erfahrung entsteht in der Auseinandersetzung eines Individuums mit der Welt. Sie ist eine performative Auseinandersetzungen mit der Materialität und dem sozialen Miteinander der erfahrbaren Wirklichkeit (DEWEY 2005, 45). Das Denken Deweys betont Dynamik, Veränderung und Offenheit (DEWEY 1989) und die Existenz vorbewussten Erlebens der Dinge der materiellen Welt, die dem Denken vorausgehen.

Im Erfahrungsprozess tauchen fast zwangsläufig Widersprüche zu intellektuellen Wissensbeständen auf. Die Reaktion des Individuums ist dabei prinzipiell offen, denn es gibt keinen vorgefertigten Plan. Der jeweils nächste Schritt eines Individuums innerhalb eines Erfahrungsprozesses hängt von praktischen Fähigkeiten, vom Einfallsreichtum, der Impulsivität der Kreativität, aber auch von Problemlösungskompetenzen des Individuums ab. Im Zuge einer Erfahrung werden aber nicht nur Dinge gedanklich verarbeitet und intellektuell analysiert. Es werden auch praktische Dinge erlernt, die nicht rational erkannt, d.h. nicht reflektiert werden und im Unbewussten verbleiben. Auch wenn diese Dinge vielleicht nie erkannt werden, prägen sie doch zukünftiges Handeln und bilden das Portfolio der praktischen Fertigkeiten und Handlungsdispositionen eines Individuums, welches diesem als Befähigung zur Weltaneignung zukünftig zur Verfügung steht.

Prägend für die im Erfahrungsprozess stattfindende Auseinandersetzung des Individuums mit den Dingen der Welt sind zudem emotionale Zustände. So ist es bspw. nahe liegend, dass wiederholtes Scheitern eher die Problemlösekompetenz und das Gefühl der Selbstwirksamkeit verringert, während schneller Erfolg sich wohl eher stärkend auf das Selbstbewusstsein auswirkt.

Nur im Prozess dieser umfassenden Erfahrung ist nach Dewey Erkenntnis möglich. Nur in der Auseinandersetzung mit äußeren Dingen werden Wissensbestände in Frage gestellt, verändert und neu gefasst. Es muss etwas von außen an das Bewusstsein herangetragen werden, damit neue Ideen und Gedanken entstehen können. Erkenntnis entsteht demnach sozusagen als Destillat oder Desiderat eines Erfahrungsprozesses, wenn der Mensch aus dem Erlebten „Etwas“ lernt und bewusst einen Gedanken als adäquat, weiterführend, oder präzise analysierend erlebt<sup>1</sup>. Erkenntnis nach Dewey umfasst demnach drei Elemente:

1. Praktische Erfahrung, die durch Handeln in der Welt zustande kommt.
2. Emotionale Erfahrung, die aus der Konfrontation des Handelns und den Dingen der Welt erwächst (wenn eine Handlung erfolgreich ist, wenn etwas misslingt, Schmerz bei Verletzung usw.).
3. Intellektuelle Erfahrung (Erkenntnis), die auf Basis der praktischen Erfahrung oder der emotionalen Erfahrung entsteht. Dabei ist es sicherlich eine Frage des Individuums, in welchem Ausmaß diese vorbewussten Erfahrungen rational reflektiert werden oder ob sie nur in diffuse Allgemeinaussagen münden.

Erfahrung entsteht also in einem zyklischen Prozess des Handelns, Erleidens und der intellektuellen Reflexion. Das Individuum wird mit Dingen konfrontiert, die verwundern, die nicht einfach zu handhaben sind, Rätsel aufgeben. Dewey nennt das resultierende Vorgehen in Abgrenzung zum naturwissenschaftlichen Begriff die

<sup>1</sup> Vgl. hierzu auch den psychologischen Wahrheitsbegriff von JAMES (1994).

„experimentelle Methode“. Da das Individuum keinem vorgegebenen Schema folgen kann, probiert es im Sinne von „Versuch und Irrtum“ verschiedene Umgangsweisen aus. Nach Dewey ist dieser Prozess fokussiert (DEWEY 2004a, 97), das heißt er beginnt meist bei einer Unzufriedenheit, einem Bruch im Weltbild oder einer Problemsituation. Daraufhin unternimmt die betreffende Person einen Versuch diese Unstimmigkeit aufzuklären. Dieser Versuch muss nicht zwingend intentional sein, er kann auch affektiv geschehen. Er kann gelingen oder scheitern und das Ergebnis inspiriert erneute Versuche. Neue Denkmuster werden abduktiv, als nahe liegende Möglichkeiten, erfunden und praktische Handlungsweisen entworfen, um sie zu überprüfen. Dabei ist die betreffende Person bemüht, diesen Prozess zu einem befriedigenden Ende zu bringen und den Bruch im Weltbild wieder zu schließen.

„Jede reflexive Erkenntnis hat eine spezifische Aufgabe, die ihr durch eine konkrete und empirische Situation gestellt wird, so dass sie diese Aufgabe nur dadurch erfüllen kann, dass sie die Bedingungen der Situation, in der die Schwierigkeiten entstehen, aufdeckt und im Auge behält, während ihre Absicht eine Reorganisation ihrer Faktoren ist, um zu einer Einheit zu gelangen.“ (DEWEY 2004a, 101)

Der Erfahrungsprozess endet, sofern das Erlebte zu *einer* Erfahrung<sup>2</sup> integriert wird. Dabei wird wieder ein klarer Fokus etabliert und eine rationale Beschreibung des Geschehenen wird möglich. Dies bedeutet nicht etwa, dass die Situation im ursprünglichen Sinne vollständig geklärt werden konnte. *Eine* Erfahrung kann auch das Ergebnis eines Prozesses des Scheiterns sein, wenn beispielsweise bestimmte Dinge als ursächlich oder das Scheitern befördernd erkannt wurden. Wird eine Erfahrung abgeschlossen, so Dewey, erhält sie einen Namen, der sie als sprachliches Desiderat repräsentiert (z.B.: meine Abschlussprüfung). Im emotionalen Erleben des Abschließens einer Erfahrung liegt immer eine ästhetische Qualität, egal ob es sich um eine universitäre Denkerfahrung oder eine weitgehend praktische Erfahrung handelt (DEWEY 2005, 38).

## 6 Wissen und Erkenntnis im Prozess der Erfahrung

Intellektuelle Erfahrung ist demnach immer eine reflexive Erkenntnis über einen praktischen Vorgang. Das gilt nicht nur für das alltägliche Leben, sondern ebenfalls für den universitären Kontext, wo Theorien und Wissen gebraucht, verwendet, kombiniert, versuchsweise vertreten, verworfen und neu kombiniert werden. DEWEY (1964) entwickelt auf diesem Konzept von Erfahrung und Erkenntnis aufbauend eine neue Pädagogik, die den Ursprung der Reformpädagogik bildete. Deweys pädagogisches Werk hat auf breiter Basis zu einer Einführung von Projektarbeiten im Schulunterricht geführt. Der Gedanke, dass Schüler und Studierende nicht nur auswendiglernen sollen, sondern sich durch aktives Anwenden und Umgehen mit Wissen auch praktisch, und durch Scheitern oder Erfolg auch emotional bilden sollen, ist heute so selbstverständlich geworden, dass er schon lapidar

---

<sup>2</sup> Dewey selbst hebt den Artikel in „an experience“ hervor, wenn er von einer abgeschlossenen Erfahrung spricht, die er auch eine „complete experience“ oder „integral experience“ nennt (DEWEY 2005, 36).

erscheint – ohne die Arbeiten und das Erfahrungs- und Erkenntniskonzept Deweys wäre das bis heute vielleicht nicht erreicht worden.

Im Dewey'schen Sinne sind Alltagserfahrungen und universitäre Erkenntnisse (Denkerfahrungen) nur graduell unterschiedlich, nicht aber wesentlich verschieden (DEWEY 2004b sowie DERS. 2005, 38). Die Denkerfahrung zeichnet sich lediglich durch ein höheres Maß an intellektueller Tätigkeit aus. Das Erlernen von Theorien und Inhalten in Seminaren und Vorlesungen muss ebenfalls als umfassender Erfahrungsprozess verstanden werden. Theorien werden zwar weitgehend intellektuell vermittelt. Dabei spielen aber auch praktische und emotionale Dinge, wie Hörsaalatmosphäre oder die Befindlichkeit der Studierenden, eine Rolle. Wichtiger aber ist, dass Studierende das Wissen später praktisch erproben, indem sie es in Klausuren oder Diskussionen anwenden. Dies stellt einen praktischen Umgang mit Wissen dar, innerhalb dessen sich das Wissen beweisen kann und sich damit für Studierende entweder bestätigt oder nicht. Wird das Wissen im Sinne eines Arguments von dritter Seite akzeptiert, so war der praktische Versuch erfolgreich (sofern die dritte Person vertrauenswürdig erscheint). Hierbei kommt es zu emotionalen Prozessen, die das Wissen auf einer Erfahrungsebene festigen. Intellektuelle Erfahrung (Erkenntnis) steht nach Dewey demnach am Ende eines breiteren Erfahrungsprozesses und ist als *der Teil einer* Erfahrung zu betrachten, den sich eine Person sozusagen „als Lerneffekt“ bewusst machen kann.

## 7 Aspekte des Erfahrungsprozesses

### 7.1 Auflösung der Dichotomie von Subjekt und Objekt

Der Prozess der Erfahrung ist also ein Fluss von Handeln, Erleiden und Reflektieren. Hierbei werden nicht nur Erklärungsmuster in Frage gestellt, das Individuum führt auch Veränderungen an der materiellen Welt oder seiner sozialen Umwelt durch. Deshalb kann es im Dewey'schen Denken auch keine Trennung von Subjekt und Objekt geben.

„Man muss sich Erfahrung vielmehr als einen wechselseitigen Prozess vorstellen, bei dem die gesamte Situation, also sowohl deren Objekte, wie sie vom handelnden Subjekt als reale Bestandteile der Situation erfahren werden, als auch das Subjekt selbst transformiert werden“ (KERTSCHER 2008, 83).

Das Subjekt untersucht das von ihm einstmals in einer Weise erkannte Objekt und merkt, dass es anders behandelt, verwendet, erlebt und konzeptualisiert werden muss. In der Folge transformieren sich sowohl das Objekt als auch das Subjekt. LATOUR (2009, 137–174) beschreibt am Beispiel der Entdeckung des Milchsäureferments durch Pasteur, wie sich Forscher und Erforschtes gegenseitig hervorbringen. Erst durch die Begründungen in Pasteurs Schriften kommt dem Wort „Milchsäureferment“ ein auf etwas Dingliches bezogener Sinn zu und das Milchsäureferment beginnt als Entität zu existieren. Gleichzeitig erlangt Pasteur den Status des Entdeckers des Milchsäureferments.

Erfahrungen und Erkenntnisse sind somit nicht nur kontingent, sondern darüber hinaus auch idiosynkratisch. Jedes Individuum geht seinen individuellen Weg durchs Leben und die Bildungseinrichtungen. Demnach ergibt sich, wie Rorty sagt, bei jeder Einzelperson ein Denken, das in idiosynkratischer Weise auf einem „ab-

schließenden Vokabular“ beruht (RORTY 1993, 127). Der Lebensweg und zahlreiche Zufälle führen zur Kontingenz des Wissens und dazu, dass eine Person bestimmte sprachliche Muster als Wahrheiten anerkennt, andere aber nicht. Daraus folgt keine Beliebigkeit. Über viele Theorien und Wahrheiten mag man sich im Prinzip einig sein und trotzdem: bei genauerer Betrachtung finden sich immer strittige Aspekte.

### 7.2 *Erfahrung lässt sich nicht rein differenztheoretisch betrachten*

Dass Erfahrungen idiosynkratisch sind, also aus einzigartigen Ereignissen eines individuellen Lebensweges entstehen, ist entscheidend für den besonderen Charakter von Erfahrungen: Erfahrungen lassen sich m.E. nicht rein differenztheoretisch betrachten. Zwar sind die zugeordneten sprachlichen Muster und Beschreibungen des Erfahrungsinhaltes und -prozesses nach differenztheoretischen Maßstäben untersuchbar, doch für das Individuum selbst hat die Erfahrung den Charakter von „positivem Wissen“. In seiner Theorie des kommunikativen Handelns entwirft HABERMAS (1999, 384) eine Kategorisierung von Argumenten nach deren Begründung, Intention und Legitimation für den Sprecher. Er weist dabei auf den speziellen Charakter von „expressiven Selbstdarstellungen“ hin. Derartige Argumente werden vom Sprecher durch eigene Erfahrungen begründet. Solchen Argumenten lässt sich im Gespräch fast nichts entgegensetzen, denn der Sprecher empfindet eine tiefe Wahrheit in seiner Aussage auf Grundlage seiner Erlebnisse. Nur so lässt sich auch die Heftigkeit des Streits um die pinkelnde Petra erklären. Erfahrungen – dazu gehören Alltagserfahrungen wie auch wissenschaftliche Begrifflichkeiten – sind als etwas Erlebtes in der Lebensgeschichte verankert. Sie können zwar neu betrachtet, reflektiert und damit ein Stück weit verändert werden, doch können sie nie ganz von der Art und Weise, wie sie einmal erlebt wurden, abgetrennt werden. Das Überdenken und Überarbeiten von Erfahrungsinhalten ist etwas, das aus einer psychologischen Perspektive beschrieben werden muss, nicht etwas, das allein auf sprachlichen Kategoriedefinitionen und -beziehungen und kulturellen Codes beruht.

Das Konzept der Differenz ist in den Kulturwissenschaften und auch in neueren Ansätzen der Kulturgeographie eine feste Gedankenstruktur geworden, die häufig Alleinerklärungsanspruch erhebt. Es geht dabei um das Verhältnis der binären Pole von Identität und Alterität, das als Differenz bezeichnet wird. In sprachphilosophisch informierten Ansätzen werden soziale Kategorien als in ihren Definitionen immer auf etwas Anderes bezogen wahrgenommen. Kategorien erhalten ihre Bedeutung durch einen Bezug auf andere Kategorien. Man geht also beispielsweise davon aus, dass sich eine Bevölkerungsgruppe über ihr Anderssein gegenüber anderen Gruppen abgrenzt und damit identifiziert. „Der ‚Andere‘ ist ein (notwendiger) Gegenpart im Prozess der Identitätskonstruktion“ (JAIN 2005, 2). Den Kern differenztheoretischen Denkens bildet demnach die Auffassung, dass Sinn sich *nicht* als etwas „Positives“ manifestiert. Sinn bildet sich demnach nicht als etwas den Gegenstand der Betrachtung Repräsentierendes, nicht als etwas Begreifendes im Sinne von ergreifend und festhaltend, sondern als etwas Vergleichendes, etwas das sich abgrenzt, was eine Projektion von sich selbst in das Andere darstellt. Damit verlässt die Sinnproduktion zwangsläufig den Gegenstand ihrer Betrachtung, weil jede sprachliche Fassung dessen, was der Sprache und damit auch dem Ver-

stehen, dem Hermeneutischen vorausgeht, nur in Vergleich und Abgrenzung zu anderen Sinngehalten stattfinden kann.

Die Denkfigur von Differenz als Beziehung von Identität und Alterität ist für viele neuere Ansätze in den Kulturwissenschaften ein unumstößliches Paradigma geworden. Nach Feldmann „fungiert Differenz seit dem Strukturalismus als unverzichtbares Prinzip zur Erklärung von Bedeutungszuschreibung innerhalb des Zeichensystems ‚Sprache‘“ (FELDMANN 2010, 59). Auch die Luhmannsche Theorie der Unterscheidung (LUHMANN 1998, 60) ist demnach eine differenztheoretische Denkfigur. Poststrukturalistische Ansätze der Geographie, die sprachphilosophische Bezüge aktivieren, berufen sich auf Differenzbildung als kulturbildendes Strukturierungsmerkmal von Gesellschaft (GEBHARDT et al. 2003). Differenzbildung ist demnach ein zentrales Element von Kulturtheorien. „Die verschiedenen Kulturphilosophien seit Beginn des 20. Jahrhunderts haben dem auf unterschiedliche Weise Rechnung getragen [...]. Ihnen allen gemeinsam ist die elementare Geste des Unterscheidens oder der Differenzierung als Grundlage der Produktion und Reproduktion von Sinn und seiner Lektüren“ (MERSCH 2010a, 75).

Damit wird Differenz auch zu einem entscheidenden Moment der Gesellschaftstheorie. „Differenzsetzung ist [...] eine fundamentale Operation von Ordnungskonstruktionen, die der sprachlich-kulturellen Zuschreibung und damit gesellschaftlichen Grenzziehung zwischen Gruppen zur Durchsetzung bzw. Anerkennung spezifischer Interessen dient“ (FELDMANN 2010, 60).

An diesem Punkt setzt aber auch schon eine Kritik differenztheoretischen Denkens an. JAIN (2005) argumentiert, dass die Vorstellung von Differenz selbst eine Machtstruktur geworden und hauptsächlich politischer Natur ist. Differenzziehung wird hier also als politisch instrumentalisierte Geste der Machtausübung begriffen. Differenz sei eine „flüchtige Kategorie“ die sich jeder Definition entziehe und mit Bhaba und Soja argumentiert Jain dafür, eher ein Kontinuum von Ambiguitäten der unterschiedlichsten Ausprägungen und Entwürfe wahrzunehmen. Jain kritisiert differenztheoretisches Denken vor allem vor dem Hintergrund der Entwicklung moderner Lebenswelten und -stile in Richtung Flexibilität und Mobilität. Stabile soziale Kategorien hätten deswegen keine tatsächliche Relevanz vor dem Hintergrund der Vielfältigkeit der Wirklichkeit, oder wie MASSEY (1995) sagen würde, der *Multiplicity* des Sozialen. Soziale Differenzierungen haben seiner Ansicht nach deswegen nur auf einer strukturellen Ebene politische Bedeutung und sind als Machtinstrumente zu verstehen.

Diese Einschätzung wird sicherlich von vielen kritischen und poststrukturalistischen Wissenschaftlern geteilt, doch wird deutlich, dass hierdurch noch kein empirischer Zugriff auf die Vielfältigkeit der sozialen Welt entsteht. Es wird lediglich eine Einschätzung erreicht, dass differenztheoretische Identitätskonstruktionen hegemonial und konstruiert sind. Es ist durchaus eine Stärke des differenztheoretischen Konzeptes, dass es mit der Vorstellung, dass Begriffe in Bezug auf andere Begriffe definiert sind, ohne Bezug auf einen außersprachlichen Bezugspunkt auskommt. Damit entgeht es, zumindest in der Theoriefigur, jeder Gefahr von Essentialismus und ist ein perfektes Argumentationsmuster für konstruktivistische Positionen.

Wenn ich nun darüber hinaus behaupte, dass Erfahrungen etwas „Positives“ beinhalten, dann darf das nicht essentialistisch, im Sinne von: es gibt etwas Wirkliches, das der Begriff abbildet, verstanden werden. Dieses „Positive“ kann aber im pädagogischen und psychologischen Bereich individueller und kollektiver Erfahrungen verortet werden. Es geht darum, dass Menschen mit sprachlichen Begriffen, die sie verwenden, etwas verbinden, was die Verbindlichkeit der Bedeutung des Begriffes ausmacht. JAMES (1994) psychologischer Wahrheitsbegriff weist darauf hin, dass Wissen sich den Individuen immer wieder erneut verifiziert. Man findet seine Wissensbestände immer wieder im alltäglichen Handeln bestätigt. Diese Prozesse führen zu einer Verfestigung bestimmter Begrifflichkeiten und Wissensbestände bei Einzelpersonen. Es wird der Psychologie des Denkens nicht gerecht davon auszugehen, dass Bedeutungen von Begriffen frei im Bedeutungsraum flottieren und sich beständig neu in Differenz zu anderen Begriffen im Bewusstsein formieren. Das mag für viele sprachliche Operationen unseres Denkens und Argumentierens gelten, denn oft merken wir selbst nicht, wenn sich die Bedeutungen unserer Worte verschieben, dass wir sie in einem Zusammenhang anders gebrauchen als in einem anderen. Aber jeder Mensch verfügt über bestimmte Grundsätze seines Denkens (vgl. RORTYS „abschließendes Vokabular“ 1993, 127). Diese beruhen auf affektiven oder habitualisierten Grundhaltungen. Bestimmte Gedanken werden begünstigt und erscheinen dem Individuum als unumstößlich. Argumentationen gehen explizit oder implizit immer von solchen Grundsätzen aus oder führen letztlich auf solche zurück. Ich möchte hier ein Verständnis für solcherart festgefügte Grundhaltungen wecken und erklären, wie man diese mit Deweys Erfahrungsbegriff in ihrer Persistenz und Unumstößlichkeit verstehen kann.

### *7.3 Erfahrung als nicht essentialisierendes Konzept*

Das pragmatistische Konzept von Erfahrung essentialisiert nicht, denn es postuliert in seinem Bezug auf die Wirklichkeit keine Wesenhaftigkeiten oder hat, was die Erfahrungsinhalte der Begrifflichkeiten angeht, keinen korrespondenztheoretischen Anspruch auf Abbildung der Wirklichkeit.

Praktische und emotionale Erfahrungen sind auf Individuen beschränkt. Sie sind dadurch ebenso idiosynkratisch und damit kontingent wie Erkenntnis. Die Anerkennung praktischer und emotionaler Erfahrung im Erkenntnisprozess bildet damit keinen „objektiveren“ Zugang zu Erkenntnis oder zur Welt. Auch der Zugang praktischer Erfahrung zur Welt ist kontingent, ergibt sich aus den jeweiligen Situationen. Die Welt wird dabei nicht abgebildet, sondern durch Tun beeinflusst und die Resultate werden erlebt. Theoretische Überlegungen werden praktisch validiert. Durch Erfahrung erschafft das Subjekt aber keine von der Wirklichkeit unabhängige Vorstellung. Da das Subjekt selbst die Situation und damit die Welt verändert, ist Erfahrung selbst ein wirklicher, also immanenter, Bestandteil der Welt (KERTSCHER 2008, 84). Erst die intellektuelle Erkenntnis, die aus der präkognitiven Erfahrung entspringt, stellt sich dem Subjekt als Wahrheit, als eine vom Einzelfall vermeintlich unabhängige Konstruktion der Welt, dar, was sie aber, wie wir gesehen haben, nicht ist (DEWEY 2005, 38).

Dieser Blick auf Erfahrungen ist nicht reduktionistisch, weil er nicht behauptet, dass ein Zugang zu einer objektiv greifbaren Welt möglich wäre. Gleichzeitig aber

postuliert ein Blick auf Erfahrungen, dass Wissenschaft Zugang zu mehr als zu sprachlichen oder zeichenartigen Ausdrücken über unsere Welt hat. Wissenschaft hat Zugang zur Wirklichkeit: Zwar keinen, der diese ontologisch oder essentialistisch bestimmen könnte, aber Wissenschaft kann beobachten und beschreiben wie Individuen beobachten und beschreiben (Beobachtung 2. Ordnung) und sollte auch selbst beobachten und beschreiben (Beobachtung 1. Ordnung). Aber dazu bedarf es einer gesellschaftspolitischen Haltung (vgl. Einleitung in diesem Band).

#### *7.4 Erfahrung als empirieleitendes Konzept*

In der sozialwissenschaftlich orientierten Geographie ist es insbesondere interessant nach Erfahrungen zu suchen, die von einer großen Zahl Menschen auf ähnliche Weise gemacht werden. Bedingungen, die in einer Gesellschaft herrschen, prägen nicht nur für Einzelpersonen das Lebensumfeld. Damit ist es nahe liegend, dass Menschen, die in ähnlichen Kontexten leben, auch ähnliche Erfahrungen machen, daraus Bewältigungsstrategien entwickeln und diese Bewältigungsstrategien an andere Personen weitergeben, die ebenfalls im Begriff sind diese Erfahrung zu machen. Dabei treten Namen für „kollektive“ Erfahrungsinhalte auf, die in ihrer gesamten Tragweite aber nur von denjenigen verstanden werden, die auch über ähnliche Erfahrungsinhalte verfügen. Ich habe an anderer Stelle „Accepting oneself“ als Erfahrungsprozess HIV-positiver Menschen in Botswana beschrieben und dargelegt, welche Problematik sich daraus ergibt, dass die Tragweite dieses Konzeptes auf politischer Ebene nicht wahrgenommen wird (GEISELHART 2009). Damit ist der Name einer Erfahrung (Abschlussprüfung, Scheidung, Sozialhilfe beantragen etc.) aber keine sprachliche Kategorie, die allein im Gegensatz zu einem Differenzbildner definierbar ist. Zwar hat der Name auch Bezüge zu sprachlichen Kategorien außerhalb des zugrunde liegenden Erfahrungsgehalts (bei Armut natürlich Reichtum), aber die erfahrene Kategorie ist mit Erlebnissen („lived experiences“, DEWEY 2004b, 38) gefüllt und damit lebendig und sozial wirkmächtig. Auf der strukturellen Ebene der Identitätspolitik und der Ebene des Diskurses über Soziale Identitäten<sup>3</sup> (soziale Kategorien) mag die Differenztheorie eine angemessene Betrachtungsweise sein, nicht jedoch wenn es um die Frage geht, inwieweit soziale Identitäten und andere Begriffe als gültig erlebt und gelebt werden.

Gegenüber einer rein differenztheoretischen Betrachtung sprachlicher Labels (arme Person, reiche Person, Sozialhilfeempfänger etc.), erhalten wir daher erst durch die Betrachtung der zugrundeliegenden kollektiven Erfahrungsprozesse der jeweiligen Gruppen eine Vorstellung von deren Emotionsgeladenheit, des möglichen Chaos oder der Stabilität dieser Prozesse und können uns einem Verständnis des damit verbundenen sozialen Konfliktpotentials annähern. In welchem Ausmaß bestimmen Begriffe des öffentlichen Diskurses die alltäglichen Praktiken? Bringen alltägliche Praktiken vielleicht bisher vom öffentlichen Diskurs unverstandene Kategorien und Begrifflichkeiten hervor, die, weil sie auf breiter Basis auf Erfahrung begründet sind, soziale Sprengkraft beinhalten? Derartige Fragen kann man

<sup>3</sup> Unter „Sozialen Identitäten“ werden gängige Vorstellungen verstanden, die in einer Gesellschaft bestimmten Gruppierungen üblicherweise zugesprochen werden. Der Begriff ist zu trennen von „kollektiven Identitäten“ oder „Selbstidentitäten“, die von den Betroffenen über die Gruppe oder sich selbst konstruiert werden.

nur mit einem empirischen Blick auf individuelle und kollektive Erfahrungen beantworten.

## **8 Erfahrung in der Neuen Kulturgeographie**

In ihrem konsequenten Wahrheitsrelativismus sind sich neue Kulturgeographie und Pragmatismus einig, sofern erstere nicht die differenztheoretische Denkfigur absolut setzt. Auch der Erfahrungsbegriff erkennt differenztheoretische Prozesse in der Sprache und im Diskurs. Er verweist aber auf eine weitere Analyseebene, auf eine, die die Freiheit des Diskurses einschränkt, denn das, was sprachlich verkündet wird oder als Praktik institutionalisiert werden soll, muss eine gewisse Plausibilität besitzen, weil es in jeder individuellen Einzelrezeption auf eine Basis von Erfahrungen trifft. Legt man einer sozialwissenschaftlichen Arbeit, also einer Arbeit, die versucht Prozesse zwischen Individuen und deren Vergesellschaftung zu beschreiben, den Begriff der Erfahrung zu Grunde, so macht man nichts Anderes als der Betrachtung einen pädagogischen, psychologischen und entwicklungspsychologischen Begriff voran zustellen. Die Frage ist, ob dies in manchen Fällen nicht angemessener ist als die Prämisse der Differenztheorie. Die Differenztheorie ist letztlich kultur- und sprachphilosophischen Ursprungs und klammert den Bereich der Psychologie des Individuums aus. M.E. haben beide Betrachtungsweisen auf unterschiedlichen Ebenen ihre Berechtigung.

Der Erfahrungsbegriff eröffnet einen erweiterten Blick auf die Konstruktion von Selbst- oder Ich-Identitäten und damit natürlich auch Gruppenidentitäten oder kollektive Identitäten. Personen erleben ihre Identitätskonstruktionen als etwas „Positives“. Das bedeutet nicht, dass sie alles, was sie einmal erlebt haben, festgefügt und auf immer abschließend interpretiert als eine Identität bewahren. Vielmehr können praktische und emotionale Erfahrungen, die in nichtsprachlicher Weise im Lebensweg eines Individuums gemacht wurden, jederzeit neu intellektuell reflektiert werden. Damit können sich die Erzählungen vom Ich je nach Situation und Bezugsrahmen ganz unterschiedlich gestalten. Damit liegt Identität, wenn sie denn formuliert wird, natürlich, wie GEBHARDT et al. (2003, 2) betonen, innerhalb ihrer sprachlichen Repräsentation und sind damit „diskursive Effekte“ (GLASZE, G. u. A. MATTISSEK 2009, 30). Der Erfahrungsbegriff weist aber darauf hin, dass damit keine absolute Freiheit zur völligen Uminterpretation des eigenen Ichs verbunden ist, dass die narrativen Erzählungen vom Selbst unterfüttert sind mit emotionalen und praktischen Inhalten.

Eine Verlässlichkeit der Vorstellung über das eigene soziale Ich ist im psychologischen Sinne auch sehr wichtig, denn sonst wäre eine Person sehr instabil in ihrer sozialen Rolle und Selbstwahrnehmung (KEUPP 1997). Verlässlichkeit lässt sich aber nicht nur auf der Basis rein sprachlicher Differenzierungen und Definitionen aufbauen, sondern wird weitgehend von Erlebnissen hervorgebracht, die zu Erfahrungen integriert werden können (DEWEY 2005, 38). Es bräuhete keine Psychologen und psychologische Kliniken, wenn Identitäten völlig flexibel wären. Es gibt bestimmte Erlebnisse, die Individuen nie vergessen, von denen sie zeitlebens geprägt sein werden. Umfassende Neudefinitionen des eigenen Selbst werden auch selten aus freien Stücken durchgeführt, sondern meist durch Lebenskrisen dem

Individuum abverlangt. Diese Erkenntnis fixiert Individuen und Gruppen auf eine bestimmte Unbeweglichkeit in ihren Ansichten und Verhaltensdispositionen. Diese Unbeweglichkeit beeinflusst soziale Dynamiken in entscheidender Weise.<sup>4</sup>

Zwar sind es Individuen, die Erfahrungen machen, doch muss man Erfahrungen als Kontexte denken, in denen Subjekte und Objekte untrennbar mit einander verbunden sind (GIMMLER 2008). In sozialen Kontexten machen immer mehrere Individuen Erfahrungen. So hat jede individuelle Erfahrung auch korrespondierende Erfahrungen. Ereignisse werden gemeinsam erlebt, Menschen erleben das Erleben Anderer und zu einem Opfer gehört letztlich immer auch ein Täter. Durch kollektive Prozesse wird Erfahrung zur sozialen Struktur. Ihre Einzigartigkeit aber ist dem Individuum Determiniertheit und/oder aktivierbare Ressource, individueller Modus der Weltaneignung. Soziale Praxis ist damit einerseits determiniert und doch bleibt sie gleichzeitig unvorhersagbar.

## 9 Fazit

In diesem Artikel habe ich den Begriff der Erfahrung als ein nicht essentialisierendes Konzept beschrieben, welches das Zustandekommen von Wahrheiten erklärt. Durch Erfahrung bewahrheiten sich Informationen und Ansichten für ein Individuum oder für Gruppen. Der Erfahrungsbegriff macht deutlich, warum bestimmte Aussagen Individuen so felsenfest als Wahrheiten erscheinen, eben weil sie sich im bisherigen Leben als solche erwiesen haben.

Meiner Ansicht nach sollte sich differenztheoretisches Denken zweier Grenzen bewusst sein. Die erste ist die Einschränkung, dass die Multiplizität der Wirklichkeit von sprachlichen Differenzen niemals eingeholt werden kann. Die zweite deutet an, warum sprachliche Labels und Begriffe im psychologischen Sinne doch einen „positiven“, also einen nicht auf eine Differenzbeziehung bezogenen Inhalt, haben.

Erfahrungen lassen sich nicht allein differenztheoretisch betrachten, denn Individuen haben eine Geschichte mit ihren Begriffen. Die „pinkelnde Petra“ ist für die, die am Streit um sie beteiligt waren zu *einer* Erfahrung geworden. Das Label „pinkelnde Petra“ verweist auf emotional gefühlte Erlebnisse und praktische Erfahrungen, die im Verlauf der Auseinandersetzung entstanden. Die Performativität der Ereignisse hat sicherlich nicht nur den Künstler überrascht und ihm eine unerwartete Aufmerksamkeit beschert (ZEIT ONLINE 2011). Sie wurde auch davon befeuert, dass die Kontingenz der eigenen Ansichten für jedes Individuum schwer zu erkennen ist. Es bedarf einer charakterlichen Offenheit, die Bedingtheit und Widersprüchlichkeit des eigenen Denkens anzuerkennen und andere Meinungen gelten zu lassen. In der Psychologie bezeichnet man diese Offenheit als „Ambiguitätstoleranz“ (KEUPP 1997, 21). Die, die sich spontan empörten, haben erfahren müssen, dass ihre Meinungen nicht bedingungslos akzeptiert wurden und mussten ihre Kommunikationspraxis den Reaktionen anpassen. Manche werden wohl auch ihre Interpretation des Kunstwerkes verändert haben. Solche Bedeutungsverschiebungen eines Labels geschehen aber nicht durch „free floating“ im Bedeutungs-

---

<sup>4</sup> Hierin liegt keine Hypostasierung des Subjekts, denn das Individuum (physische Einheit) wird nur im praktischen Zusammenhang als Subjekt (sich selbst bewusste Einheit) konstituiert.

raum. Auf einer strukturellen Ebene kann das durchaus so analysiert werden, doch will man die Performativität eines Ereignisses genauer verstehen, so muss man sich den handfesten Erfahrungsprozessen, die auch praktische und emotionale Elemente beinhalten, zuwenden und die Präsenz und Existenz des Materiellen und Asemiotischen anerkennen. Die Vielfältigkeit menschlicher Ausdrucksformen über das, was unaussprechlich unserem Erkennen eines Ereignisses voran ging, sollte wahrgenommen werden. Dann können wissenschaftliche Ausdrucksformen entwickelt werden, um neue Perspektiven und Möglichkeiten der Verständigung zu entwickeln.

Die hier vorgeschlagene Eingrenzung der Zeichentheorien und des differenztheoretischen Denkens habe ich hauptsächlich auf Basis der Posthermeneutik MERSCHS (2010b) und der Semiotik ECOS (1991) formuliert. Ähnliche „limits of discourse“ (GLYNOS J. u. Y. STAVRAKAKIS 2004) werden im Übrigen auch in poststrukturalistischen Arbeiten formuliert und sicher könnte man die Argumentation auch aus dieser Richtung entwickeln. Meines Erachtens kann eine am Dewey'schen Erfahrungsbegriff orientierte sozialwissenschaftliche Arbeit gut semiotische und poststrukturalistische Arbeiten ergänzen. Während Letztere auf einer strukturellen Ebene die Verhandlung, Verwendung und Wandlung von Begriffen erforschen, kann Erstere die verhandelten Begrifflichkeiten füllen, indem sie deren Erlebnisgehalt bestimmt, deren praktisches Zustandekommen analysiert, deren gesellschaftliche Relevanz (Prävalenz und Emotionsgeladenheit) einschätzt oder vielleicht wichtige Begrifflichkeiten überhaupt erst einmal entdeckt.

Das Konzept der Erfahrung erlaubt es zudem zwischen sozialen Prozessen zu unterscheiden, in denen planvoll, reflektiert, verständigungsorientiert, vielleicht aber auch strategisch täuschend, gehandelt wird und solchen, in denen die Beteiligten von unhinterfragten, eventuell ihnen sogar unbewussten Prämissen, Affekten oder Gefühlen geleitet werden. Dies ist m.E. eine Unterscheidung, die besonders im sozialwissenschaftlichen Denken sehr wichtig ist, denn im ersten Fall haben wir es mit dem Versuch des planvollen bewussten Gestaltens gesellschaftlicher Praxis zu tun, im zweiten Fall mit Reaktionen, die Planungen eventuell auch unterminieren, weil sie auf eine Ebene emotionaler und praktischer Erfahrung bezogen sind, die sich der Rationalität der beteiligten Akteure weitgehend entzieht. Im ersten Fall finden wir entweder Konsensorientierung oder aber Missverständnisse und Lügen auf einer inhaltlichen, sachbezogenen Ebene des Diskurses. Im zweiten Fall finden wir im besten Fall empathisches Miteinander, oder aber Unversöhnlichkeiten, gegenseitiges Unverständnis oder sogar Streit und Feindschaft. Sicherlich sind alle sozialen Prozesse immer von Handeln und Verhalten, von Intentionen und Affekten geprägt. Eine analytische Trennung macht es aber möglich, die jeweiligen Anteile in der Praxis zu erkennen. Dies ist m.E. unverzichtbar, wenn man von der Performativität sozialer Prozesse spricht.

## Literatur

- DEWEY, J. 1964: Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik. Braunschweig. (engl. Original 1916).  
DEWEY, J. 1989: Die Erneuerung der Philosophie. Hamburg (engl. Original 1920).

- DEWEY, J. 2001: Die Suche nach Gewißheit. Eine Untersuchung des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln. Frankfurt a.M. (engl. Original 1929).
- DEWEY, J. 2004a: Einleitung zu Essays in experimenteller Logik. In: SUHR, M. (Hrsg.): John Dewey. Erfahrung, Erkenntnis und Wert. Frankfurt a.M., S. 93–144 (engl. Original 1939).
- DEWEY, J. 2004b: Erfahrung, Erkenntnis und Wert. In: SUHR, M. (Hrsg.): John Dewey. Erfahrung, Erkenntnis und Wert. Frankfurt a.M., S. 362–462 (engl. Original 1939).
- DEWEY, J. 2005: „Art as Experience.“ London (engl. Original 1934).
- ECO, U. 1991: Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen. München.
- FELDMANN, D. 2010: Differenzen ohne Ende? Möglichkeiten und Grenzen der Differenzkategorie aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Sicht. In: LEYTON, A.C. u. P. ERCHINGER (Hrsg.): Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz. Bielefeld, S. 59–70.
- GEBHARDT, H., P. REUBER u. G. WOLKERSDORFER 2003: Kulturgeographie – Leitlinien und Perspektiven. In: GEBHARDT, H., P. REUBER u. G. WOLKERSDORFER (Hrsg.): Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg, Berlin, S. 1–27.
- GEISELHART, K. 2008: Materialität und Performanz im Prozess der Regionalisierung einer Dorfidentität. Die Büchenbacher Kirchweih. In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft, 55, S. 59–80.
- GEISELHART, K. 2009: The Geography of Stigma and Discrimination. HIV and AIDS-Related Identities in Botswana. Saarbrücken.
- GIMMLER, A. 2008: Nicht-epistemologische Erfahrung, Artefakte und Praktiken. Vorüberlegung zu einer pragmatischen Sozialtheorie. In: HETZEL, A., J. KRETSCHER u. M. RÖLLI (Hrsg.): Pragmatismus. Philosophie der Zukunft? Weilerswist, S. 141–157.
- GLASZE, G. u. A. MATTISSEK 2009: Diskursforschung in der Humangeographie: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Operationalisierungen. In: GLASZE, G. u. A. MATTISSEK (Hrsg.): Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld, S. 11–59.
- GLYNOS, J. u. Y. STAVRAKAKIS 2004: Encounters of the real kind. Sussing out the limits of Laclau's embrace of Lacan. In: CRITCHLEY, S. u. O. MARCHART (Hrsg.): Laclau. A critical reader. New York, London, S. 201–216.
- GREGORY, D. 2010: Seeing Red: Baghdad and the event-ful city. In: Political Geography, S. 266–279.
- HABERMAS, J. 1999: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt a.M.
- HASSE, J. 2010: Raum der Performativität. „Augenblicksstätten“ im Situationsraum des Sozialen. In: Geographische Zeitschrift 98, H. 2, S. 65–82.
- HETZEL, A. 2008: Zum Vorrang der Praxis. Berührungspunkte zwischen Pragmatismus und kritischer Theorie. In: HETZEL, A., J. KRETSCHER u. M. RÖLLI (Hrsg.): Pragmatismus. Philosophie der Zukunft? Weilerswist, S. 17–57.
- JAIN, A. K. 2005: Differenzen der Differenz. Umbrüche in der Landschaft der Alterität. <http://www.power-xs.de/jain/pub/differenzenderdifferenz.pdf> (22.09.2010).
- JAMES, W. 1994: Was ist Pragmatismus? Weilheim.
- KERTSCHER, J. 2008: Der Neopragmatismus als Erbe des klassischen Pragmatismus? In: HETZEL, A., J. KRETSCHER u. M. RÖLLI (Hrsg.): Pragmatismus – Philosophie der Zukunft? Weilerswist, S. 58–85.
- KEUPP, H. 1997: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: KEUPP, H. u. R. HÖFER (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M., S. 11–39.
- LATOUR, B. 2009: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft. Frankfurt a.M.
- LUHMANN, N. 1998: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.

- MASSEY, D. 1995: The Conceptualization of Place. In: MASSEY, D. u. P. JESS (Hrsg): A Place in the World? Places, Cultures and Globalisation. Oxford, S. 45–77.
- MERSCH, D. 2010a: Posthermeneutik. Einige Überlegungen zu einem vorläufigen Programm. In: LEYTON, A.C. u. P. ERCHINGER (Hrsg.): Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz. Bielefeld, S. 73–84.
- MERSCH, D. 2010b: Posthermeneutik. Berlin.
- n-tv 12.1.2011: Pinkelnde Polizistin sorgt für Aufregung. <http://www.n-tv.de/panorama/Pinkelnde-Polizistin-sorgt-fuer-Aufregung-article2347981.html> (29.09.2011).
- RORTY, R. 1993: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt a.M. (engl. Original 1989).
- ZDF 12.01.2011: Mediathek. Kunst: „Pinkelnde Petra“ sorgt für Ärger. <http://www.zdf.de/ZDFmediathek/beitrag/video/1232542/Kunst%3A+%22Pinkelnde+Petra%22+sorgt+f%C3%BCr+%C3%84rger#/beitrag/video/1232542/Kunst-Pinkelnde-Petra-sorgt-fuer-Aerger> (29.09.2011).
- ZEIT ONLINE 01 2011: Aufregung um die pinkelnde Petra. <http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2011-01/walldorf-petra-kunst> (26.01.2011).